

JAHRBUCH DES  
FREIEN DEUTSCHEN  
HOCHSTIFTS

1986

HERAUSGEGEBEN VON  
CHRISTOPH PERELS

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

# INHALTSVERZEICHNIS

ADALBERT ELSCHENBROICH, Das ›byspel‹ als Handlungselement. Erzählerische Funktion der Fabel in der Fuchsepik . . . . .	1
BERNHARD GAJEK, Zwei unbekannte Briefe Johann Georg Hamanns . . . . .	34
WERNER SCHWAN, Egmonts Glückspantasien und Verblendung. Eine Studie zu Goethes Drama ›Egmont‹ . . . . .	61
STEFAN BODO WÜRFEL, »... ein Werk das einen nicht losläßt ...«. Goethes Soulavie-Lektüre und ›Die natürliche Tochter‹ (mit 1 Abb.) . . . . .	91
HANS-RUDOLF WIEDEMANN, Ein bisher unbekannt gebliebener Goethebrief zu den Blankenhainer Altären (mit 2 Abb.) . . . . .	118
WALTER HINDERER, Schiller und Bürger: Die ästhetische Kontroverse als Paradigma . . . . .	130
MATTHIAS PAPE, Goethe und Johannes von Müller im Briefwechsel. Zur Gründungsgeschichte der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung . . . . .	155
CHRISTOPH PERELS, Ein unbekannter Brief Heinrich von Kleists an Christoph Martin Wieland . . . . .	179
ACHIM HÖLTER, Ludwig Tiecks Klopstock-Bild und seine ›Kritik der Messiade‹. Edition und Kommentar. Erster Teil . . . . .	187
REINHARD HOSCH, Eine unbekannte Quelle und biographische Hintergründe zur Geschichte des schönen Bettlers in Brentanos ›Urchronika‹ . . . . .	216
DIETER RICHTER, Brentano als Leser Basiles und die italienische Übersetzung des ›Cunto de li cunti‹ . . . . .	234
HARTWIG SCHULTZ, »Quellenanverwandlung«, Zitat oder Kopie? Neue Funde zu den Wandzeichnungen und -inschriften des »Dichtezimmer« auf Gut Trages (mit 2 Abb.) . . . . .	242

KARL KONRAD POLHEIM, Das »Marmorbild«-Fragment Eichen- dorffs im Freien Deutschen Hochstift (mit 4 Abb.) . . . . .	257
NORBERT ALTENHOFER, Heines italienische Reisebilder . . . . .	293
BERNHARD BÖSCHENSTEIN, Stefan George und Italien . . . . .	317
FREIES DEUTSCHES HOCHSTIFT, Jahresbericht · Verwaltung: 1985 – Erwerbungen: 1984/1985 – Editionen: 1985/1986 (mit 15 Abb.) . . . . .	334
ADRESSEN DER VERFASSEN . . . . .	387

WALTER HINDERER

SCHILLER UND BÜRGER:  
DIE ÄSTHETISCHE KONTROVERSE ALS PARADIGMA

*Wolfgang Iser zum 60. Geburtstag*

I

Die bekannte literarische Kontroverse zwischen Gottfried August Bürger und Friedrich Schiller besteht aus drei Dokumenten: der Rezension der zweiten Auflage von Bürgers Gedichten (1789) in der Allgemeinen Literaturzeitung vom 15. Januar 1791, Bürgers ›Vorläufige Antikritik und Anzeige‹ und Schillers ›Vertheidigung des Recensenten gegen obige Antikritik‹, beide im Intelligenz-Blatt derselben Zeitung am 6. April 1791 erschienen. Es läßt sich kaum von einer Debatte sprechen, weil der eine für kunstfremde »Herren- und Meistergeberde«,<sup>1</sup> für abstrakten Galimathias und »Verschmack«<sup>2</sup> hält, was der andere als Maßstab, als die notwendigen »höchsten Forderungen der Kunst« (HS 5, S. 975) aufstellt, nämlich »Idealisierung« und »Veredlung« (HS 5, S. 979). Vermutet Bürger hinter dem anonymen Rezensenten einen unfruchtbaren »Metaphysicus« und gewiß keinen Künstler, denn »〈k〉ein ausübender Meister erträumt

---

Schillers Werke werden zitiert nach der Ausgabe von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, 5 Bde., München <sup>3</sup>1962 (abgekürzt: HS); die ›Philosophischen Schriften‹ nach der Nationalausgabe, Weimar (abgekürzt: Na); die Briefe nach der Ausgabe von Fritz Jonas, 7 Bde., Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien 1892–1896 (abgekürzt: J). Wielands Werke werden zitiert nach der Ausgabe von Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, 5 Bde., München 1965–1968 (abgekürzt: HW).

<sup>1</sup> Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750–1850), Bd. III.: Der Aufstieg zur Klassik in der Kritik der Zeit, hrsg. von Oscar Fambach, Berlin 1959, S. 459 (abgekürzt: Fambach).

<sup>2</sup> Ebd., S. 462.

sich so wichtige Fantome, als idealisirte Empfindungen sind«,<sup>3</sup> so führt Schiller deutlich die Mängel in der poetischen Produktion auf Defizite der Person zurück. »Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht«, so lautet eine einschüchternde Stelle in der Kritik, »und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen« (HS 5, S. 972). Idealisierung, Veredlung, Vollkommenheit sind alles Begriffe, welche die ästhetische Bildung ebenso betreffen wie die moralische, die Kunst ebenso wie die Person.

Kein Wunder also, daß beide Seiten von einer einseitigen Diskussion sprechen, weil die eine dort mit »Fechterkünsten« antwortet, wo die andere »Beweisgründe« erwartet (HS 5, S. 986). Bürger, der es lange nicht glauben konnte, daß Schiller der Verfasser der Rezension war,<sup>4</sup> verkündete im Brustton der Überzeugung:

Wäre nun mein Beurtheiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie bloß meines gleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwey gleiche unabhängige Kräfte sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem Meinigen, wie ein Souverain von dem Andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen.<sup>5</sup>

Mit herrischer Geste hält ihm jedoch der gestrenge Rezensent Schiller entgegen:

Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert (HS 5, S. 989).

Als Bürger dann endlich erfährt, wer der Kritiker ist, zieht er die »freiwillige Pacification«<sup>6</sup> einem »Sieg über (seinen) Gegner« vor, da er sich nicht schmeicheln könne, über Schiller »auch in der gerechtesten Sache mit Gewalt mächtig zu werden«.<sup>7</sup> Nichtsdestoweniger

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Vgl. Bürgers Brief vom 13. März 1791 an Schütz, in dem er an Schiller Grüße bestellt, selbst wenn dieser der Verfasser der Rezension sein sollte; zit. bei Fambach, S. 459.

<sup>5</sup> Zit. nach Fambach, S. 462.

<sup>6</sup> G. A. Bürger's Werke, hrsg. von Eduard Grisebach, Berlin 51894, S. 443f.

<sup>7</sup> Ebd., S. 442f.

möchte er ein »Beispiel« aufstellen, »wie gelehrte Ehrenkämpfe geführt werden müssen, um denen auf den ersten Plätzen lehrreich und unterhaltend zu werden«.

Mit anderen Worten: der eingeschworene Parteigänger einer »volksmäßig(en)« und volkstümlichen Poesie,<sup>8</sup> der sich angeblich »um den Ab- oder Beifall (seiner) gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen«<sup>9</sup> wenig kümmerte, sondern sich über die »Philosophunkulos« lustig machte,<sup>10</sup> der mit Ausdauer für den »Volksdichter« plädierte,<sup>11</sup> welcher für ihn allein »das Siegel (der) Vollkommenheit«<sup>12</sup> garantierte, der selbstbewußt von der Ohnmacht der »Schemel- und Thronrichter« sprach und gelobte, nicht in »dünnetuender Demut auf allen Vieren vor den Schemel der Kritik . . . zu kriechen«,<sup>13</sup> will es nun plötzlich »denen auf den ersten Plätzen« recht machen und »einiges Verdienst um unser gelehrtes Zeitalter«<sup>14</sup> erwerben. Fordert er noch ganz im Sinne Herders und des Sturm und Drang in der Vorrede ›Aus Daniel Wunderlichs Buch‹ (1776): »Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen«<sup>15</sup> und machte er die »Quisquiliengelahrtheit«<sup>16</sup> in Deutschland für die mangelnde Verbreitung der Poesie verantwortlich, so zeigt er sich am Ende der Kontroverse resigniert und kompromißbereit. Das hält ihn freilich nicht davon ab, in seiner letzten überlieferten Prosaschrift (›Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus‹) nochmals gegen die »kritische Chicane«, »dünkelhafte Ueberweisheit« und vor allem »eine gewisse Geschmacksgimpelci, die seit einiger Zeit sehr häufig in unsern ästhetischen Recensionen piept«,<sup>17</sup> zu Felde zu zie-

<sup>8</sup> Bürgers Werke in einem Band, Ausgewählt und eingeleitet von Lore Kaim-Kloock und Siegfried Streller, Weimar 1962, S. 341.

<sup>9</sup> Ebd., S. 328.

<sup>10</sup> Ebd., S. 322ff.

<sup>11</sup> Ebd., S. 340; vgl. auch S. 322.

<sup>12</sup> Ebd., S. 341.

<sup>13</sup> Ebd., S. 327.

<sup>14</sup> A. a. O. (Anm. 6), S. 443.

<sup>15</sup> A. a. O. (Anm. 8), S. 317.

<sup>16</sup> Ebd., S. 316.

<sup>17</sup> A. a. O. (Anm. 6), S. 446; vgl. auch Bürgers satirische Gedichte auf die Kunst- kritik und Kunstkritiker, bes. ›Der Vogel Urselbst seine Rezensenten und der Genius‹ (Fambach, S. 471–475; a. a. O. (Anm. 8), S. 210–216).

hen und für die schädlichen Wirkungen auf die Person des Künstlers und nicht zuletzt auf das Kunstprodukt selbst verantwortlich zu machen.<sup>18</sup>

Die Kontroverse zwischen Schiller und Bürger galt also, vereinfacht gesprochen, nicht nur zwei verschiedenen Kunstprogrammen und Kulturen, der Auseinandersetzung zwischen der Ideologie des Sturm und Drang und der Klassik, der populären und der elitären Kultur, sondern auch der bis heute nicht zur Ruhe gekommenen Fehde zwischen ästhetischer Kultur und Wissenschaft, Kunst und Ästhetik (Philosophie) und vor allem Literatur und Kritik. In seinem Essay ›Ueber deutsche Kritik und Polemik‹<sup>19</sup> setzte sich der Jungdeutsche Hermann Marggraff mit dem bekannten deutschen Syndrom dergestalt auseinander:

Der furor teutonicus, von dem die Ausländer keinen Begriff haben, hat sich in die Literatur zurückgezogen. Der friedliche Dichter selbst handhabt nichts lieber als die Kritik. Apollo und Mars in einer Person wäre den Griechen unbegreifbar gewesen. Bei uns bildet sich erst der kriegerische Rumpf des Mars und das tönende Haupt des Apollo setzt sich später erst an. Die zusammensetzende Poesie erzeugt sich bei uns aus der sondernden Kritik.<sup>20</sup>

Marggraff verweist auf die »polemischen Muster« und »Würgeengel« Lessing, Schlegel, Müllner, Menzel und schildert zunächst die einfache Folge: »Schiller griff den Bürger an, Schlegel den Schiller, Heine den Schlegel, Börne den Heine«, um dann die kompliziertere anzuschließen: »Tieck pries den Goethe und tadelte den Schiller, Menzel pries den Schiller und tadelte den Goethe, Wienbarg pries den Goethe und tadelte den Tieck.«<sup>21</sup> Die Bestandsaufnahme klingt wenig optimistisch: »Es verschlingt . . . Einer den Andern mit Haut und Haar; dann legt er sich nieder, ist schläfrig und verdaut, bis er sich ein wenig abgemagert und ein Dritter, abermals eine designirte Mahlzeit für die Zukunft, heißhungrig über ihn herfällt«. Nach Marggraff scheint jeder Deutsche geradezu »eine wandelnde, incarnirte, lebendig gewordene Recension für Alles und gegen Alles und

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Hermann Marggraff, *Bücher und Menschen*, Bunzlau 1837, S. 335–348.

<sup>20</sup> Ebd., S. 346.

<sup>21</sup> Ebd., S. 346f.

über Alles«<sup>22</sup> zu sein, und er stellt besorgt fest: »Schon fängt man an, über Recensionen und Kritiken zu recensiren, wie über selbständige Bücher«. <sup>23</sup>

Wendet man diese Ausführungen auf die Kontroverse zwischen Schiller und Bürger an, so zeigt sich schnell, daß auch sie ins skizzierte Schema paßt; denn sie löste ihrerseits bei den Zeitgenossen bald neue Kontroversen aus. »Die Leidenschaft der Parteien«, die sich, wie Schiller 1802 im Rückblick konstatierte, »in diesen Streit« gemischt hat (HS 5, S. 1224), scheint sich außerdem bis heute auch in den Diskussionen der akademischen Literaturkritik fortzusetzen. Zwar gehörte es eine Zeitlang in Weimar »in allen Circeln« zum guten Ton, seine Rezension »vortrefflich zu finden«, was Schiller nicht ohne Stolz am 3. März 1791 seinem Freund Körner berichtete (J 3, S. 135 f.), beurteilten neben Goethe, Jens Baggesen, Wieland, Novalis auch Georg Forster und selbst Friedrich Schlegel die Kritik positiv,<sup>24</sup> aber die kritischen Stimmen nahmen nach 1800 schnell zu. Mit Befriedigung vermeldete beispielsweise der Wiener Dichter Lorenz Leopold Haschka: »Die Nemesis hat Schiller erreicht, u. ihm wird jetzt gemessen, wie er einst Bürgern maß«<sup>25</sup> und bemerkte Franz Horn: »Die beste Kritik der Bürgerschen Gedichte ist . . . vom deutschen Volk selbst gemacht worden. Es hat sie auswendig gelernt«. <sup>26</sup> Selbst Schiller so wohlgesinnte Gelehrte wie etwa Karl Berger,<sup>27</sup> Erich Ebstein,<sup>28</sup> Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert,<sup>29</sup> Albert Bettex,<sup>30</sup> Herbert Meyer<sup>31</sup> oder Eike Middell<sup>32</sup> tadeln die allzu »schroffe«, »gnadenlose« oder »lieblose« Kritik des Verfassers der »Räuber«. Man denunziert in der Zunft seinen einseitigen morali-

<sup>22</sup> Ebd., S. 344.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Fambach, S. 458 f., S. 466–470, S. 477, S. 479, S. 487.

<sup>25</sup> Ebd., S. 487.

<sup>26</sup> Zit. bei Erich Ebstein, Schiller und Bürger, in: Zeitschrift für Bücherfreunde 9 (1905/1906), S. 98.

<sup>27</sup> Schiller. Sein Leben und seine Werke, München 1914, Bd. 2, S. 59.

<sup>28</sup> A. a. O. (Anm. 26), S. 98 f.

<sup>29</sup> Schillers Weg zu Goethe, Tübingen/Stuttgart 1949, S. 42.

<sup>30</sup> Der Kampf um das klassische Weimar 1788–1798, Zürich/Leipzig 1935, S. 112 f.

<sup>31</sup> Na 22, S. 344.

<sup>32</sup> Friedrich Schiller. Leben und Werk, Leipzig 1980, S. 194 f.

schen<sup>33</sup> oder ästhetischen Maßstab,<sup>34</sup> wägt kritisch die Auffassungen von Popularität und das Konzept der Idealisierung<sup>35</sup> und Distanzierung<sup>36</sup> ab, arbeitet die »Zeitbezogenheit« als kritisches Prinzip heraus<sup>37</sup> oder wertet Schillers »zeitbedingtes Kulturprogramm« gegenüber Bürgers »Volkstümlichkeitskonzept« ab.<sup>38</sup>

Der Argumentationsrahmen der berühmten Kontroverse scheint also nach Für und Wider abgemessen und die Fehde in der Forschung öfter negativ gegen als positiv für Schiller entschieden worden zu sein. Nicht selten rechnet man dem ungerechten Rezensenten vor, daß er auf das Verdammungsurteil gegen den immerhin »ursprünglichen« Lyriker Bürger die Apotheose auf den mittelmäßigen Poeten Matthisson habe folgen lassen,<sup>39</sup> und schließt daraus auf die prinzipielle Unfähigkeit des Dichters Schiller als Kritiker. Obwohl Matthissons Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Lyrik immer noch nicht hinreichend gewürdigt ist,<sup>40</sup> läßt sich meiner Ansicht nach die Kontroverse über die Kontroverse kaum dadurch unterlaufen, daß man nun umgekehrt Matthisson gegenüber Bürger aufwertet und damit nachträglich doch noch das sichere Geschmacksurteil Schillers zum Trost seiner Gemeinde in die Scheune fährt. Sowohl

<sup>33</sup> Herbert Cysarz, Schiller, Halle 1934, S. 136.

<sup>34</sup> Otto Harnack, Zur Rezension von Bürgers Gedichten, in: Euphorion 6 (1899), S. 541.

<sup>35</sup> Reinhard Buchwald, Schiller. Leben und Werk, Wiesbaden 1959, S. 523 f.; Benno von Wiese, Friedrich Schiller, Stuttgart 1963, S. 429 ff.; Otto Biehler, Bürgers Lyrik im Lichte der Schillerschen Kritik, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 13 (1925), S. 271 f.

<sup>36</sup> Gerhard Köpf, Friedrich Schiller: Über Bürgers Gedichte, in: Jahrb. des Wiener Goethe-Vereins 81/82/83 (1977/1978/1979), S. 268 ff.; Walter Müller-Seidel, Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn, in: Formenwandel, Festschrift für Paul Böckmann, hrsg. von W. M.-S. und Wolfgang Preisendanz, Hamburg 1964, S. 310 ff.

<sup>37</sup> Müller-Seidel (Anm. 36), S. 303 ff.; ebenso Jürgen Wilke, Das »Zeitgedicht«, Meisenheim am Glan 1974, S. 108–114.

<sup>38</sup> Klaus Berghahn, Volkstümlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers, in: Popularität und Trivialität, hrsg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand (Fourth Wisconsin Workshop), Frankfurt a. M. 1974, S. 51–75 (bes. S. 62 f.).

<sup>39</sup> So Herbert Meyer in Na 22, S. 344; vgl. dazu auch Gerhard Fricke, HS 5, S. 1232.

<sup>40</sup> Wie Müller-Seidel (Anm. 36, S. 314) zu Recht betont.

Bürger als auch Matthisson haben ihren festen Platz in der Geschichte der deutschen Lyrik; sie gehören mit ihren poetischen Schreibweisen verschiedenen Phasen des 18. Jahrhunderts an, was außerdem auch deutlich genug Schillers Rezension dokumentiert.<sup>41</sup> Mir scheint jedoch in der bisherigen Diskussion ein Aspekt vernachlässigt zu sein, der beweisen könnte, daß Schillers Bürger-Kritik vornehmlich das Ergebnis einer eigenen ästhetischen Umorientierung und Disziplinierung darstellt, die er zu einem großen Teil den ebenso freundschaftlichen wie kritischen Bemühungen Christoph Martin Wielands verdankt.

## II

Die Personalunion von Apollo und Mars, die Marggraff als symptomatisch für seine Zeit kritisch ausstellt, kann bereits für das 18. Jahrhundert als durchaus repräsentativ gelten. Wie Helmut Koopmann näher belegt hat, war Schiller keineswegs ein »besonders radikaler Vertreter des rezensorischen Grobianismus«.<sup>42</sup> So sprachen beispielsweise Goethe und Wieland von dem »großen Greuel«, welchen sie an »der seltsamen Hirnwut« empfanden, »die man izt am Neckar für Genie zu halten pflegt«,<sup>43</sup> und zog Karl Philipp Moritz über »Kabale und Liebe« dergestalt vom Leder: »Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen«.<sup>44</sup> Der Kritiker ist seit Gottsched, Bodmer und Breitinger nicht nur Kunstrichter, sondern auch Kunstlehrer, der die philosophisch richtigen Grundsätze zum Vorteil der Kunst an einem positiven oder negativen Fall demonstriert.<sup>45</sup> Die philosophischen Grundsätze, die Schiller gemäß diesem kritischen Selbstverständnis entwickelt, haben allerdings mehr mit der Entwicklung seiner ästhetischen Anthropologie als mit

\* <sup>41</sup> Daß sich Schiller in einem Brief an Goethe vom 31. August 1798 etwas distanziert über die »Herren Conz, Matthisson und andern« verbreitet, sollte man nicht ungeprüft gleich als Revision des ursprünglich positiven Urteils werten (vgl. dazu HS 5, S. 1232).

<sup>42</sup> Helmut Koopmann, *Der Dichter als Kunstrichter. Zu Schillers Rezensionsstrategie*, in: *Jahrb. der Deutschen Schillergesellschaft* 20 (1976), S. 232.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Für den Zusammenhang vgl. auch ebd., S. 235–240, S. 243.

dem Bestimmungsversuch einer Gattung zu tun, wie Käte Hamburger in einem scharfsichtigen Beitrag erörtert hat.<sup>46</sup> Er selbst gliederte deutlich genug die negative Rezension über Bürger und die positive über Matthisson in zwei Teile, in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der kritische Diskurs freilich ist in beiden Fällen so angelegt, daß die Lyrik der genannten Autoren mehr als Demonstrationsobjekt für die aufgestellten Grundsätze dient als die Grundsätze für die Begründung des negativen oder positiven Urteils über die angezogenen Beispiele.

Nicht von ungefähr hält Schiller in seiner ›Verteidigung‹ Bürger vor, nicht »die Anwendung der vom Rez. aufgestellten Grundsätze« (HS 5, S. 988) in Zweifel gezogen zu haben. Wenn er auch eingangs selbstbewußt als Strategie seiner Kritik nennt: »Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hn. Bürgers Produkte« (HS 5, S. 986), so scheint ihm doch später bewußt geworden zu sein, daß bei seinem kritischen Diskurs gerade die Applikation der Grundsätze eine Achillesferse darstellte, auf die Bürger in seiner ›Antikritik‹ mit einigem Erfolg hätte zielen können. Im Jahr 1802 gesteht er außerdem, daß damals »sein Gefühl . . . richtiger« war »als sein Raisonnement« und daß er heute seine Meinung »mit bündigern Beweisen unterstützen« würde (HS 5, S. 1224). Es kann keine Frage sein, daß Schiller bei beiden Rezensionen in den theoretischen Entwürfen mehr überzeugt als in der kritischen Einzelanalyse, die mehr oder weniger Pauschalurteile aneinanderreicht, was damals allerdings in der kritischen Praxis kein Ausnahmefall war. Schiller vermißt bei einem Produkt zum Beispiel die »Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken«, rügt »die beleidigte Würde des Inhalts«, »eine zu geistlose Einkleidung«, einen »ins Platte fallende(n) Ausdruck«, einen »unnütze(n) Wörterprunk«, einen »unechte(n) Reim und harte(n) Vers« (HS 5, S. 976f.), moniert »Cruditäten«, den »gemeinsinnlichen Charakter« von Bürgers Muse (HS 5, S. 979), kritisiert die »Tändelei« (HS 5, S. 981) und fragt sich besorgt, »wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert« (HS 5, S. 983). Man kann es Bürger, der mit Herder der Meinung war, daß nur »ein

<sup>46</sup> Käte Hamburger, Schiller und die Lyrik, in: *Jahrb. der Deutschen Schillergesellschaft* 16 (1972), S. 299–329.

Genie das andere beurteilen« kann,<sup>47</sup> nicht verargen, wenn er sich über die unpräzisen Begründungen lustig machte.<sup>48</sup> Er konnte außerdem mit Schillers Grundsätzen wenig anfangen, da er in einer ganz anderen Tradition stand und eindeutig andere kritische Erwartungen besaß. Wenn Heine in den ›Französischen Malern‹ später fordert, daß jedes neue Kunstgenie »nach seiner eigenen mitgebrachten Ästhetik beurteilt«<sup>49</sup> werde, so ließe sich eine solche Vorstellung bereits für Bürger reklamieren. Nach den Rezepten des Sturm und Drang lehnte er alle normative Kritik ab und hoffte auf verstehende oder charakterisierende kritische Beschreibungen von Genie zu Genie.

Aber läßt sich Schillers neues ästhetisches Programm, das er in der Bürger-Kritik im Jahre 1790 oder gar noch früher in einigen wichtigen Tendenzen skizziert, wirklich unter den Begriff »normative Kritik« subsumieren? Statt ästhetischer Normen, die sich nach dem Modell der traditionellen Poetik direkt auf die Kunstobjektivationen anwenden lassen, liefert Schiller Grundsätze einer ästhetischen Erziehung von Künstler und Publikum, selbstbewußte Vorschläge zu einer Reform von Produktion und Rezeption. Wenn man ihn nach den beiden im 18. Jahrhundert herrschenden Polen zwischen objektbezogener oder philosophischer Kritik, wie sie die Aufklärung definiert hat,<sup>50</sup> und subjektbezogener oder einführender Kritik, wie sie dann Goethe empfiehlt,<sup>51</sup> einordnen will, so zeigt sich bald, daß Schiller bei aller Zeitgenossenschaft einen eigenen Weg einschlägt, der schon in der Karlsschule beginnt. Dichtung, ob Drama, Prosa oder Lyrik, gehört für ihn von Anfang an in einen Zusammenhang, der von der Totalitätsidee des Menschen oder der »Gottgleichheit«, wie er in seiner Dissertation (Na 20, S. 10) die anthropologische

<sup>47</sup> Vgl. Walter Hinderer, Auch eine Ornithologie der Kritik, in: Literatur und Kritik, hrsg. von Walter Jens, Stuttgart 1980, S. 196.

<sup>48</sup> Fambach, S. 460f.

<sup>49</sup> Vgl. Hinderer, a. a. O. (Anm. 47), S. 196.

<sup>50</sup> Vgl. Helmut Koopmann, Dichter, Kritiker, Publikum. Schillers und Goethes Rezensionen als Indikatoren einer sich wandelnden Literaturkritik, in: Unser Commercium, hrsg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert, Norbert Oellers, Stuttgart 1984, S. 86ff.

<sup>51</sup> Ebd., S. 104; vgl. auch Walter Hinderer, Zur Situation der westdeutschen Literaturkritik, in: Die deutsche Literatur der Gegenwart, hrsg. von Manfred Durzak, Stuttgart 1971, S. 317.

Bestimmung definiert, geprägt wird. Warum nimmt aber nun Schiller gerade den ihm von Bürger in Verehrung zugesandten Gedichtband zum Anlaß, um seine anthropologischen Höhenflüge zu demonstrieren? Weil der erfolgreiche Dichter ein Muster »so viele(r) nachahmende(r) Federn« war und er das »ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern« übertraf, wie Schiller uns an einer Stelle glauben machen will (HS 5, S. 984)? Warum wählte er dann nicht auch Gedichte von Klopstock, Wieland oder Goethe als Paradigmen? Denn Klopstock und Wieland gehörten neben Bürger, Schubart, Hölty immerhin zu den Dichtern, auf die seine »eigene nachahmende Feder« lauerte: das beweisen zur Genüge die Gedichte seiner »Anthologie auf das Jahr 1782«.

Im Falle Bürgers scheute er allerdings sowenig vor Parodien (»Männerkeuschheit«)<sup>52</sup> zurück wie im Falle Klopstocks (»Das neue Jahrhundert«).<sup>53</sup> Trotz der rauschhaften Begeisterung für den Sänger des »Messias« wertet er in dem Gedicht »Klopstock und Wieland« den letzteren auf, womit er zumindest theoretisch im Hinblick auf die damals herrschenden Schreibweisen, der pathetischen Klopstocks und der graziösen oder anmutigen Wielands, eine neutralere Stellung anzudeuten, wenn nicht schon einen Positionswechsel vorzunehmen scheint.<sup>54</sup> Amüsanterweise zieht er in seiner Selbstkritik der »Anthologie« gerade gegen die von Klopstock und Bürger beeinflussten Produkte seiner Feder (HS 5, S. 905f.) zu Felde und bemüht die Kriterien seines Landsmanns Wieland, wenn er die Gedichte als »überspannt«, als »platonischen Schwulst« bezeichnet und die »petronische Unart« rügt (HS 5, S. 906). »Möchten sich doch unsere junge Dichter überzeugen«, so empfiehlt er hier frei nach Wieland, »daß Überspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprellen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und

<sup>52</sup> Schillers »Kastraten und Männer« (HS 1, S. 79).

<sup>53</sup> Widmungsgedicht für H. F. L. Orth (HS 1, S. 159).

<sup>54</sup> Walter Hinderer, Beiträge Wielands zu Schillers ästhetischer Erziehung, in: *Jahrb. der Deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 354ff.

Gellert wieder zur Hand nehmen« (HS 5, S. 906). Diese Ratschläge lesen sich fast wie eine Zusammenfassung der ›Briefe an einen jungen Dichter‹ oder anderer Schriften Wielands, die Schiller nicht ohne Gewinn gelesen hat.<sup>55</sup> Einen Reflex dieses Einflusses, der sich durch eine freundschaftliche Beziehung in den Jahren 1787 bis 1790 noch verstärkt hat, stellt eben auch Schillers Bürger-Kritik dar.<sup>56</sup>

Wieland hatte schon vor 1783 dem jungen Dramatiker schonend beigebracht,<sup>57</sup> daß seine ›Räuber‹ nicht »vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Geschmacks bestehen« konnten, und dem Verleger Schwan das Rezept einer richtigen ästhetischen Erziehung des wilden Talents verraten. Er wird es später, auch gegenüber Schiller, noch öfters wiederholen; es lautet in Stichworten: Beherrschung der Einbildungskraft, Läuterung des rohen Geschmacks und Studium der »Exempla Graeca«. Ein Kolleg über diese Themen hält Schiller der ältere Freund bei einer gemeinsamen Fahrt zur Herzogin nach Tiefurt im Jahre 1787. In einem Brief an Körner berichtet Schiller davon (J 1, S. 360f.): »Mit meinen bisherigen Produkten ... ist er übel zufrieden, wie er mir aufrichtig gesteht«; er vermißt bei ihm »Correction, Reinheit, Geschmack«, »Delikatesse und Feinheit«. Schon am 20. August 1788 bekennt Schiller, der Alten »im höchsten Grade« zu bedürfen, »um ⟨seinen⟩ eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfündigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfieng« (J 2, S. 106). Er möchte durch sie »Classizität« erreichen. Im März 1789 setzt er noch hinzu, daß er mit Hilfe der griechischen Stücke »endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahiere und ⟨sich⟩ mit Weglaßung des Mangelhaften ein gewisses Ideal daraus bilde, wodurch ⟨sein⟩ jetziges corrigiert und vollends geründet wird« (J 2, S. 248). Dieses Konzept weist bis in Einzelheiten auf die ästhetischen Ansichten Wielands zurück, der beispielsweise in seiner Schrift ›Gedanken über die Ideale der Alten‹ (1777) gegen Lavater geltend machte, daß die alten Meister bei der »Nachahmung individueller Natur das Fehlerhafte« weglic-

<sup>55</sup> Vgl. für diesen Zusammenhang ebd., S. 348–387; ebenso Walter Hinderer, Wielands Beiträge zur deutschen Klassik, in: Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, hrsg. von Karl Otto Conrady, Stuttgart 1977, S. 44–64.

<sup>56</sup> Vgl. auch die Aussage des Jugendfreundes Karl Philipp Conz (Na 42, S. 153).

<sup>57</sup> Brief an Schwan vom 12. Januar 1783; zuerst mitgeteilt von Hans Böhm in: Weimarer Beiträge (1960), S. 597–602.

ßen oder zu verbergen wußten. Die Kunst, »das Individuelle zu idealisieren«, besteht nach Wieland also in der »Weglassung oder Versteckung des Tadelhaften und Unvollkommenen«, wozu allerdings »mehr Geschmack und Urteil, als Hoheit und Feuer des Geistes und productive Kraft erfordert« (HW 3, S. 396) werde.

Schiller wendet solche Einsichten in seiner Kritik auf Bürger an: die »Würde« der Kunst verlangt »glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplität in Behandlung desselben« (HS 5, S. 974) und gleichermaßen die Veredelung der »Begeisterung« wie der »Individualität« (HS 5, S. 972). Die eigene »Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern«, so ermahnt der gelehrige Schiller hier, ist des Dichters »erstes und wichtigstes Geschäft« (HS 5, S. 972). Wieland hatte schon 1773 in einem Essay prononciert als »wahre Bestimmung« der Dichtkunst »die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur« genannt und für »ideale Formen« (HW 3, S. 271) plädiert, worin er das »allgemeine Grundgesetz der Kunst« sah. Dieses verschärft Schiller in seiner Bürger-Kritik an zentraler Stelle zu dem bekannten Diktum:

Eine der ersten Erfodernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. (HS 5, S. 979)

So wie Wieland (HW 3, S. 396) von den »symmetrische(n) Zusammensetzungen schöner Teile, zu einem homogenen Ganzen zusammenschmelzt«, spricht, will Schiller durch dieselbe »Idealisierung« die in »mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen . . . sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen . . . unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen . . . erheben« (HS 5, S. 979). Die Idealisierung oder Kunst der Veredlung muß sich, so meint Wieland an anderer Stelle (HW 3, S. 271),

über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammen setzen, nach denen sie arbeitet.

Solche Ideale sind für Schiller und Wieland »gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dich-

ters wohnt« (HS 5, S. 979). Was sie vom Künstler fordern, gilt deshalb konsequenterweise für die anthropologische Bestimmung als solche; denn die Natur »hat einem jeden Menschen«, so formuliert es Wieland in »Das Geheimnis des Kosmopolitenordens« zwei Jahre vor Schillers Bürger-Kritik, »die besondere Anlage zu dem, was er sein soll, gegeben« und »ihre Ausbildung und Vollendung . . . ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen, oder gar gefehlt hat, zu verbessern, und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben« (HW 3, S. 558).

»Idealisierung« ist also nicht nur der Maßstab für die Dichtung, sondern auch für den »Weltbürger«. Sie dient, wie es in der Bürger-Rezension heißt, der Wiederherstellung des »ganzen Menschen in uns« (HS 5, S. 971), was ohnedies ein Lieblingsgedanke der Zeit von Herder, Wieland bis Goethe war. In seinen »Briefen über Don Carlos«, die nicht von ungefähr im »Teutschen Merkur« erschienen sind und von Wieland beifällig aufgenommen wurden, schwelgte Schiller dergestalt über den »Lieblingsgegenstand (seines) Jahrzehents« (HS 2, S. 251):

... über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt ... (HS 2, S. 251)

Man mag nun mit der Mehrzahl der akademischen Kritiker gerade solch »reinere, sanftere Humanität« in der Bürger-Rezension vermischen. Wo es um die »Sache«, um das »Interesse an der Wahrheit« (HS 5, S. 991), um den Fortschritt des Menschen, der »Menschheit Würde« ging, schien Schiller jedoch um diese Zeit, als er im Gedankenaustausch mit Wieland, Körner und bald auch Humboldt nach einer ästhetischen Neuorientierung suchte, nur Strenge am Platz gewesen zu sein. In seinem philosophischen Gedicht »Die Künstler« (1789) hatte er den kulturgeschichtlichen Auftrag des Dichters bestimmt und seine Kollegen ermahnt: »Erhebet euch mit kühnem Flügel / Hoch über euren Zeitenlauf« (HS 1, S. 187). Gerade diese Aufwertung der Kunst gegenüber der »wissenschaftliche(n) Kultur« war das Ergebnis einer Unterredung mit Wieland, wie Schiller an Körner (J 2, S. 225f.) berichtet. Er revidiert die Stelle in Wielands Sinn und läßt nun die »Vollendung des Menschen« dann eintreten,

»wenn sich wissenschaftliche und sittliche Kultur wieder in Schönheit auflös(t)« (J 2, S. 226). Obwohl er um 1789 das »lyrische Fach« im Gegensatz zu Körner für sich selbst eher »ein Exilium« denn »eine eroberte Provinz« (J 2, S. 237) hält und noch immer mehr auf die Gattung Drama setzt, wendet er das neugewonnene Konzept ein Jahr später in der Bürger-Kritik auf die Poesie an, die es im Gegensatz zur dramatischen und erzählenden Gattung im »philosophierende(n) Zeitalter« ohnedies schwer habe (HS 5, S. 970). Wie Kunst allgemein hat sie die Aufgabe, »die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung« zu bringen (HS 5, S. 971), Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft, Natur und Geist im »harmonischen Bunde« zu beschäftigen.

So wie im Gedicht »Die Künstler« der »fortgeschrittne Mensch ... auf erhobnen Schwingen / Dankbar die Kunst mit sich« emporträgt (HS 1, S. 181), verlangt Schiller auch in der Rezension, daß die Dichtkunst »selbst mit dem Zeitalter fortschritte«, dem sie den wichtigen Dienst leisten soll: nämlich »gleichsam den ganzen Menschen in uns« wiederherzustellen. Diese Aufgabe fordert, wie auch Wieland öfters betont, »reife und gebildete Hände« (HS 5, S. 972). Die Prinzipien der Veredlung und Idealisierung, die Wieland in seinen »Gedanken über die Ideale der Alten« ähnlich beschworen hatte, führen in Schillers Gedicht »Die Künstler« zu »neue(n) Schönheitswelten« (HS 1, S. 181), welche die »Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit ... geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln« (HS 5, S. 971). Poesie kann also den geforderten »veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert« (HS 5, S. 972) nur ausüben, wenn der Dichter erstens am »Fortschritt wissenschaftlicher Kultur« teilhat, sich gewissermaßen auf dem geistigen und kulturellen Niveau seiner Zeit befindet, zweitens gewillt ist, »seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern« (HS 5, S. 972). Schiller betont – wie übrigens auch Wieland – schon mit den Adjektiven und Verben die Aufwärtsbewegung als Resultat der ästhetischen und moralischen Erziehung. In seiner Rezension wirft Schiller Bürger immer wieder vor, daß er sich mit dem Volk »vermischt ... , zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen« (HS 5, S. 976). Abgesehen davon, daß »scherzend und spielend« zu den Lieblingsformulierun-

gen Wielands gehören, bekannte dieser schon in seinem ›Theages‹ (1758): »Ich hasse die Gefälligkeiten eines großen Genie, er sei ein Dichter oder Maler, der sich zu dem Geschmack des großen Haufens herabläßt« (HW 3, S. 178). Nicht der Krieg bestimmt Schillers oder Wielands Verhältnis zum Publikum,<sup>58</sup> sondern die idealistische Bestimmung der Kunst als »Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur« (HW 3, S. 271).

Den »Wirkungskreis« der Dichtkunst beschreibt dann Schiller wenige Jahre später in ›Über das Pathetische‹ als »das Total der menschlichen Natur« und fügt hinzu, daß sie nur wirken kann, »insofern sie auf den Charakter einfließt« (HS 5, S. 535). Der entscheidende Punkt in Schillers Rezension, der die Person des Dichters für die poetischen Resultate verantwortlich macht und die Fehler des Produkts auf die entsprechenden Defizite im Charakter des Produzenten zurückführt, wurde ebenfalls von Wieland angeregt. Er tadelte nicht nur den »englische(n) Geschmack« der Künstler (J 2, S. 237), »das luxuriöse Uebergehen von Bilde zu Bilde«, den Mangel an »Leichtigkeit« und »Anmut«, sondern regte ihn auch schließlich zu jener Idealisierung (vgl. Brief an Körner vom 9. März 1789; J 2, S. 248), Veredlung, Vervollkommnung des Dichters und seiner Kunst an, zu jener Verwandlung des Individuellen ins Allgemeine, jener Vergeistigung des Stofflichen und Distanzierung vom Affekt mittels der »sanftern und fernenden Erinnerung« (HS 5, S. 982), die Schiller dann als Hauptargumente gegen Bürgers Kunst benutzt. Er projiziert gewissermaßen die Grundsätze von Wielands ästhetischen Vorstellungen, die er sich inzwischen zueigen gemacht und erweitert hatte, zum Teil wörtlich auf den »gegenwärtigen deutschen Musenberg« (HS 5, S. 973), das heißt auf dessen repräsentativsten poetischen Vertreter, eben Gottfried August Bürger.

Wie Wieland Schiller mit nicht immer »sanfter Humanität« zur Veredelung seiner englischen Manier, seines kruden Geschmacks und seiner »angespannten« Individualität anspornte, so suchte Schiller seinerseits Bürger auf den ebenso schwierigen wie notwendigen Weg der »Idealisierungskunst« zu bringen. Scheint Wieland trotz aller strengen Kritik von Schillers Talent überzeugt, so betont auch Schil-

<sup>58</sup> Vgl. dazu ausführlich Koopmann, a. a. O. (Anm. 42), S. 245f.; ebenso die Beschreibung des Publikums in Schillers Schrift ›Über das Pathetische‹ (HS 5, S. 516f.).

ler Bürgers dichterische Potenz. Dieser sei es wert, so meint er in der Rezension sicher ohne Herablassung, indem er einige Zentralbegriffe Wielands einsetzt, »sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen« (HS 5, S. 985). »Klassizität« zu erreichen, war seit seinem Umgang mit Wieland eben auch das Ziel Schillers, dem er vor allem durch das Studium der antiken Muster näher zu kommen hoffte (vgl. besonders J 1, S. 361; J 2, S. 252). Solche Poesie sollte der allgemeinen Auflösung der Kultur in isolierte Teile entgegensteuern und in »neue(n) Schönheitswelten« die Vorstellung vom Ganzen (HS 1, S. 181) vermitteln. »... unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste«, so schwärmt Schiller in einem Brief an Körner vom 10. März 1789, »kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Einheit leben, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. f. anschaulich leben« (J 2, S. 252).

Diesen Aspekt hat Schiller am Anfang seiner Bürger-Kritik in den ersten Absätzen näher ausgeführt und als »würdige Bestimmung« gerade auch der lyrischen Gattung entdeckt (HS 5, S. 971). So wie Wieland gegenüber Schiller betonte, daß gerade für ein großes Talent Disziplinierung eine notwendige Aufgabe sei, spricht Schiller im Zusammenhang mit Bürger davon, daß nur »das große Dichtergenie ... imstande« sei, »den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern« (HS 5, S. 984), was allerdings den Dichter der ›Lenore‹ kaum getröstet haben dürfte. Schiller spricht mit Anerkennung von Bürgers »genialischer Kraft« und führt am Ende seiner Rezension die ästhetischen und die moralischen Defizite, das heißt die Mängel seiner Poesie und seiner Person, nach dem realistischen Verfahren Wielands überdies noch auf die »äußere(n) Umstände« zurück. »Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene« (HS 5, S. 985), redet Schiller dem Schöpfer des ›Agathon‹ und der ›Musarion‹ nach und merkt grundsätzlich zum Falle Bürgers an:

Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters bela-

sten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. (HS 5, S. 985).

Aber waren nicht Schiller selbst solche Kämpfe mit »äußern Lagen und Hypochondrie« zur Genüge bekannt? Wir können überzeugt sein, daß ihn Wieland zuweilen an diesen Tatbestand erinnert hat, wenn auch sicher nicht mit dem aggressiven Ton, der in einem Zeugnis aus dem Jahre 1795 von Böttiger überliefert ist. Wieland gab hier folgendes Schillersyndrom zum besten:

Wenn der gute Schiller weniger Krämpfe hätte, würden auch seine Darstellungen weniger convulsivisch sein. Was er Gutes schrieb, entfloß ihm in heiteren Stunden. Wenn ich jetzt meinen Rath an einen jungen Dichter wiederabdrucken lasse, werde ich am Ende noch eine Nachschrift beifügen, ungefähr des Inhalts: ›Sind Sie mit Krämpfen je behaftet gewesen, so lassen Sie sich nie mit den Musen ein. Diese Buhlschaft vermehrt die Krämpfe entsetzlich.‹<sup>59</sup>

Die Ähnlichkeit in der Argumentation liegt auf der Hand, wenn sie auch bei Schiller im Hinblick auf Bürger in der Tat weniger *ad personam* als vielmehr *ad rem* (vgl. HS 5, S. 991) gesprochen ist.

### III

Als Schiller sich mit Bürgers Gedichten beschäftigte,<sup>60</sup> hatte die Professur in Jena seine historischen Studien noch intensiviert. Er schrieb die philosophischen Gedichte ›Die Götter Griechenlands‹ (1788) und ›Die Künstler‹ (1789), wofür letzteres er, angeregt von der Kritik Wielands und auch Körners, umarbeitete. Neben den ›Briefen über Don Carlos‹ (1788) verfaßte er die Rezensionen über Goethes ›Egmont‹ und die ›Iphigenie auf Tauris‹, arbeitete an dem Roman ›Der Geisterscher‹ und veröffentlichte eine Reihe seiner historischen Werke, die auch die begeisterte Zustimmung Wielands fanden. Die Weimarer und Jenaer Jahre führten schrittweise zu einer historischen,

<sup>59</sup> K. A. Böttiger's *Literarische Zustände und Zeitgenossen*, Leipzig 1838, Bd. 1, S. 169.

<sup>60</sup> Er erwähnt den Rezensionsauftrag in einem Brief vom 30. Mai 1789 (J 2, S. 297).

philosophischen und ästhetischen Neubesinnung, von der sich Spuren auch in der Rezension über Bürgers Gedichte finden, übrigens eine Auftragsarbeit der Allgemeinen Literaturzeitung, in der auch Schillers ›Egmont‹-Kritik erschienen war. Ein äußerer Anlaß bestimmte also Schiller zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit einem Typ von Lyrik, wie ihn Bürger praktizierte. Er hatte dessen Schreibweise einst selbst imitiert und noch als Karlsschüler Bürgers Homer-Übersetzung bewundert.<sup>61</sup> Die erfolgreiche Übertragung von Shakespeares ›Macbeth‹ (1777–1782) mag Schiller außerdem zu einer eigenen Bearbeitung angeregt haben, die 1801 dann die von Bürger verdrängte.<sup>62</sup>

Der Balladendichter, der in der Rezension so nachdrücklich an das »philosophierende Zeitalter« erinnert wurde, war Schiller, nebenbei bemerkt, auch in dem Studium von Kant vorausgegangen. Bürger hatte, was Schiller bekannt war (J 1, S. 420), im Wintersemester 1787/1788 ein überaus populäres Kolleg über ›Einige Hauptmomente der Kantischen Philosophie‹ gelesen. Zu einer persönlichen Begegnung zwischen Schiller und Bürger kam es gegen Ende April 1789. Für die Schwestern Lotte und Caroline von Lengefeld lieferte er folgende Charakteristik des Dichters:

Er hat gar nichts auszeichnendes in seinem Äussern und in seinem Umgang – aber ein gerader guter Mensch scheint er zu seyn. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. (J 2, S. 283)

Spuren dieser Charakterisierung finden sich auch in Schillers Rezension. Der ›Göttinger Kantprophet‹<sup>63</sup> und Dichter scheint also intellektuell den Erwartungen Schillers nicht entsprochen zu haben. Immerhin konnte er von dem gemeinsamen Entschluß berichten, »einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, miteinander einzugehen«. Man wollte das »Nehmliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer anderen Versart, übersetzen« (J 2, S. 283; vgl. auch J 2, S. 285), und Schiller versprach sich durch »einen Wettstreit mit solch

<sup>61</sup> Vgl. Ebstein, a. a. O. (Anm. 26), S. 94f.

<sup>62</sup> Vgl. dazu auch das Urteil von Schlenther, zit. ebd., S. 96.

<sup>63</sup> Ebd., S. 97.

einem Mann« einen nicht unbeträchtlichen Gewinn. Dieser Wettstreit scheint dann freilich mehr in Kritik und Antikritik versandet zu sein. Wenn Schiller am Anfang seiner Rezension die Schwierigkeiten der Lyrik im »philosophierenden Zeitalter« erwähnt, so entspricht das folgender Feststellung eines anonymen Zeitgenossen: »Lyrische Dichtkunst ist aus der Mode gekommen, unser Zeitalter ist auf kantische Kategorien erpicht. Da Herr Bürger diese so gut kennt, so sollte er mehr davon Gebrauch machen, und von der Mode profitieren«. <sup>64</sup> Bürger wird hier also, ähnlich wie in der Kritik Schillers, dazu aufgefordert, die intellektuellen Fortschritte des Zeitalters in seine Poesie einzubringen.

Daß gerade Bürger und nicht ein anderer namhafter Lyriker in Schillers Rezension als Demonstrationsobjekt gewählt wurde, hatte sowohl einen äußeren als auch einen inneren Grund. Der äußere war durch die Einladung der Allgemeinen Literaturzeitung gegeben, über Bürgers Gedichtband eine Rezension zu liefern; der innere wurde durch den allgemeinen Verfall des »gegenwärtigen deutschen Musenberg(s)« (HS 5, S. 973) motiviert, was Schiller, wie auch die Charakterisierung in den Briefen erhellt (J 2, S. 283; S. 285), nicht zuletzt auf die verhängnisvolle Tendenz der Popularisierung zurückführt, auf die Neigung der Dichter, sich dem zweifelhaften Geschmack des allgemeinen Publikums anzupassen (HS 5, S. 974f.). Diese Art von Lyrik, für die eben Bürgers Gedichte – trotz des Kant-Studiums ihres Verfassers – als repräsentativ erschienen, war hinter die geistigen Fortschritte der Zeit zurückgefallen und hielt sich auf einer Stufe auf, die schon lange aufgehört hatte, aktuell zu sein (HS 5, S. 973). Durch die neue Kunst der Idealisierung wollte Schiller prononciert zu einer neuen Art von Lyrik anregen, welche nicht nur die gebildeten und ungebildeten Teile des Publikums ansprach, sondern auch die auseinandergefallenen geistigen und sinnlichen »Kräfte der Seele« (HS 5, S. 971) wieder »in Vereinigung« brachte. Schiller baut dieses Programm dann später in seinem Essay »Über naive und sentimentalische Dichtung« zum Konzept der sentimentalischen Dichtkunst aus. Von daher läßt sich dann leicht verstehen, warum er beispielsweise 1789 oder 1790 für seine ästhetische Ausein-

<sup>64</sup> Zit. ebd., S. 97.

andersetzung nicht Klopstock als Paradigma gewählt hatte; denn dieser gehörte neben Albrecht von Haller, Ewald von Kleist, Hölty, von Göckingk und anderen zu den sentimentalischen Dichtern, die »durch Ideen rühren . . ., nicht durch sinnliche Wahrheit« (Na 20, S. 452). Am Modell Bürger konnte er um diese Zeit am bequemsten die seiner Ansicht nach obsoleete Manier in der deutschen Lyrik demonstrieren, die zu Verfall und Verflachung der Gattung geführt hatte.

Die Kritik an Bürger gehört in einen Argumentationszusammenhang, der von der interessanten Selbstrezension der ›Anthologie auf das Jahr 1782‹ zu der Matthisson-Rezension und schließlich zu der großen Darstellung ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹ reicht. In seiner ›Anthologie‹ wollte er sich nicht nur polemisch von der Manier, dem »Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer« (HS 5, S. 916) in den poetischen Produkten des von G. F. Stäudlin herausgegebenen ›Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782‹ absetzen (in dem er übrigens selbst vertreten war), sondern auch den zeitgenössischen lyrischen »Blumenlesen«, den üblichen »lyrischen Tändeleien« die eigenen robusteren, männlicheren und nervigeren Exemplare gegenüberstellen. Er rühmt deswegen in seiner Besprechung des ›Musenalmanachs‹ an seinem Freund Conz, daß dieser »den Klopstock studiert und . . . einen kühnern, männlichem Ton« als die Masse habe (HS 5, S. 917). Aber er unterzieht selbst diesen Ton, dem er ebenfalls frönt, in der Selbstrezension einer Grundsatzkritik, die in manchem auf die Rezension Bürgers vorausweist (HS 5, S. 906). Er empfiehlt bereits hier die alten Griechen und Römer und Kleist, Uz, Gellert als Modelle, nennt allerdings am Schluß polemisch die in seiner Anthologie herrschende Schreibweise »durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß <sie> unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte« (HS 5, S. 907). Aber die allmähliche Einsicht, daß »Überspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität« (HS 5, S. 906) sei, führt ihn, verstärkt durch den persönlichen Kontakt mit Wieland, zu dem Entwurf der »Idealisierkunst«, zu den »höchsten Forderungen der Kunst« (HS 5, S. 975). Bereits in seiner ›Verteidigung des Rezensenten‹ nennt er gegen Bürger als positive Beispiele der in seinem Sinne reifen und gebildeten Dichter: Wieland, Goethe,

Geßner und Lessing. Was die Fähigkeit zu »idealisierten Empfindungen« betrifft, welche »Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle« garantieren, erinnert er Bürger außerdem an Denis, Goeckingk, Hölty, Kleist, Klopstock und von Salis (HS 5, S. 986).

In der Rezension »Über Matthissons Gedichte« (1794) betont Schiller dann ganz im Sinne Wielands, daß es »niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise« ist, »was den Künstler und Dichter macht« (HS 5, S. 993). Er formuliert hier auch die Forderung der klassischen Kunst, »daß die höchste Freiheit gerade ... durch die höchste Bestimmtheit möglich ist«. Den »große(n) Stil« sieht er »in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen« (HS 5, S. 996), was ebenfalls nur eine Umschreibung für die »Idealisierkunst« darstellt. Die Eigenschaften, die Schiller in dieser Rezension jedem Dichtwerk abverlangt, sind erstens die »notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit)« und zweitens die notwendige Beziehung »dieses Gegenstandes, oder doch die Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit)« (HS 5, S. 996). Der Landschaftsmaler muß, wie für Schiller eben Matthissons Gedichte positiv beweisen, »Wahrheit und Anschaulichkeit«, »musikalische Schönheit« und »Geist« vereinigen; denn nur so wird der »tote Buchstabe der Natur ... zu einer lebendigen Geistersprache« (HS 5, S. 1001, S. 1000). Seine Lyrik zeichnet sich gerade durch Züge aus, die Schiller an Bürgers Gedichten vermißte. Was er am Ende der Rezension von dem einen gefordert hatte (HS 5, S. 990), schien der andere eingelöst zu haben. »Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern«, so rühmt Schiller Matthisson nach, »hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes«. »Durchgängig bemerkt man« nach Schiller »in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit« (HS 5, S. 1010). Auch in diesem programmatischen Lob, das dem Inhalt nach mit den kritischen Empfehlungen am Ende der Bürger-Rezension (HS 5, S. 985) identisch ist, spiegeln sich noch die

einstigen Ermahnungen und Appelle Wielands an das rohe Talent Schillers.

Die Problematik zeitgenössischer Lyrik wird dann in der Schrift ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹ in einen übergeordneten kulturgeschichtlichen und anthropologischen Zusammenhang gestellt. Hier erfolgt auch der detaillierte Nachweis der bereits in der Bürger-Kritik aufgestellten Behauptung, daß auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung, »in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken (der) ganzen (menschlichen) Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder ... die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß« (Na 20, S. 437). Das Konzept der Idealisierung berührt sich hier wieder deutlich mit dem Begriff der Totalität oder der »Idee der Menschheit« (vgl. Na 20, S. 463f.). Schiller versäumt nicht, auch hier – wie bereits in seiner Rezension über Bürger – zu betonen, daß die Bedingung der Möglichkeit des ästhetischen Fortschritts eben der individuelle Fortschritt des Menschen ist, »indem er sich kultivirt« (Na 20, S. 438). Nach seinen Definitionsversuchen der sentimentalischen Dichtungsarten Satire, Elegie, Idylle analysiert, charakterisiert und kritisiert Schiller verschiedene sentimentalische Dichter wie die bereits erwähnten Haller, Kleist und Klopstock (Na 20, S. 452–459). Seine Kritik erweitert sich nun auch auf die repräsentativen Vertreter der »Idealisierungskunst«. Besonders interessant erscheint mir in diesem Kontext Schillers Auseinandersetzung mit seinem einstigen Lieblingsdichter Klopstock zu sein, dem Repräsentanten der »elegischen Gattung«. Er faßt seine Eindrücke dergestalt zusammen:

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. (Na 20, S. 457)

Schiller bezeichnet Klopstocks »dichterische Muse« gleich seiner Religion als »heilig« und bewundert die »Würde« der Kunst, die er eben in seiner Rezension bei Bürger vermißt hatte. Der Dichter des ›Messias‹ habe sich wohl »zuweilen in diesen Höhen verirret«, doch sei er, so beteuert Schiller, »niemals davon herabgesunken«. Darauf folgt dann allerdings ein überraschendes Bekenntnis, das sich wie eine zweite, verspätete Selbstkritik oder Selbstrezension Schillers liest:

Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; . . . auch, dünkte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. (Na 20, S. 457)

Diese Distanzierung von Klopstock, die sich bereits in der ›Anthologie auf das Jahr 1782‹ anbahnte, scheint sich jetzt auch in der ästhetischen Begründung einer neuen Lyrik niederzuschlagen. Obwohl Bürger und der »Göttinger Hain« als Klopstock-Anhänger galten, hob Schiller den sentimentalischen Dichter indirekt von dem naiven Volksdichter ab, wengleich Bürger in ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹ nicht mehr erwähnt wird. Hatte Schiller einst gegen die »süßliche« lyrische Tändelei der achtziger Jahre seine starken Produkte in der Klopstock- und Bürger-Nachfolge geschickt, in der Selbstrezension dann deren »Überspannung« gleich wieder kritisiert und zum Studium so »bescheidener« sentimentalischer Dichter wie Kleist und Uz aufgefordert, in der Bürger-Rezension solche »Idealisierkunst« als den einzigen Weg zur Erneuerung und Belebung der gegenwärtigen Lyrik erklärt und in der Matthisson-Rezension dieses Programm noch ausgebaut, so weist er in seiner letzten ästhetischen Schrift die Übergriffe der sentimentalischen Dichter ebenso in die Schranken wie in der Bürger-Rezension die Mängel des naiven Dichters.

In ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹ fand er den »Maaßstab«, dem er »jeden Dichter . . . mit Sicherheit unterwerfen« konnte (Na 20, S. 464). Auch der naive Dichter, bei dem oft »aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines« wird, muß »einen von aussen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, . . . vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äussern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion (nachholen), die Natur durch die Idee . . . ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches . . . machen« (Na 20, S. 478). Wie in der Bürger-Rezension wird hier dem naiven Dichter die »sentimentalische Operation« empfohlen, andererseits aber auch dem sentimentalischen Dichter angeraten, die »Fehler der Überspannung« zu korrigieren, indem er sich auf die »notwendigen Schran-

ken« der menschlichen Natur besinnt. »Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geist vermißt«, faßt Schiller diesen Gesichtspunkt zusammen, »so wird man bey den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen« (Na 20, S. 481 f.). In beiden Fällen droht die Gefahr der »Leerheit« und zwar beim sentimentalischen die der stofflichen und beim naiven die der geistigen.

Es ist nur zu verständlich, daß Schiller im Laufe seiner Untersuchung indirekt als ideale Konstellation eine Annäherung der beiden Dichtungsarten und Empfindungsweisen sucht (Na 20, S. 487); denn oft sind die Werke »aus der naiven Gattung . . . die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur« und solche »aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen« (Na 20, S. 486). Die naiven Werke hatte Schiller auch in seiner Bürger-Rezension kritisiert wie seine eigenen sentimentalischen Operationen in der Selbstrezension. Mehr und mehr versteht er jedoch zwischen den beiden Dichtungsarten zu differenzieren. Schon in der Matthisson-Kritik unterscheidet er den Gehalt »ästhetische⟨r⟩ Ideen« nach zwei Seiten: einer »endliche⟨n⟩« und einer »unendlich⟨n⟩« (HS 5, S. 1000 f.). In »Über naive und sentimentalische Dichtung« führt das zu einer Definition der charakteristischen Wege des naiven und sentimentalischen Dichters. Beide intendieren, allerdings auf verschiedene Weise, einen »unendlichen Gehalt«. Naive Dichtung kann »ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt«; sentimentalische Dichtung dagegen »kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt«. Mit anderen Worten: Dichtung kann die Forderung nach einem »unendlichen Gehalt« auf zwei Arten erfüllen: »entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten« (Na 20, S. 469 f.). Diese Erläuterung illustriert im Rückblick nochmals die Argumente, mit denen Schiller aus dem naiven Dichter Bürger einen sentimentalischen machen wollte. Eine solche Verwandlung war freilich nicht ohne die behauptete Veredelung, Kultivierung und Bildung möglich, was Schiller aus seiner eigenen Erfahrung bestätigen konnte.

Am Ende seiner ästhetischen Überlegungen steht die Einsicht, daß eigentlich erst eine Synthese von naiver und sentimentalischer Dich-

tung in der Lage wäre, die schon in der Dissertation geforderte »Gottgleichheit«, die Totalität allen menschlichen Vermögens vor Augen zu stellen und der »menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben« (Na 20, S. 473). Schiller formuliert nun als Ziel folgendes Ideal: daß in der vollendeten Kunst der Mensch auf eine höhere Weise zur Natur zurückkehrt. Der Volksdichter Bürger und der sentimentalische Dichter Schiller hätten also im idealen Fall aus der Dissonanz zur Harmonie finden und die diskutierte Trennung zwischen dem gebildeten und ungebildeten Publikum aufheben können. Idealisierkunst und Naturalisierkunst wären sich, wenigstens der Idee nach und im klassischen Sinne, auf dem letzten ästhetischen Schritt doch noch nähergekommen. »Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen«, so lauten die entsprechenden programmatischen Eingangszeilen von Goethes bekanntem Sonett »Natur und Kunst«, »Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden«. Die neue Einsicht hat Schiller in einem Brief an Goethe vom 14. September 1797 auf diese prägnante Formel gebracht: »Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist aesthetische Kunst« (J 5, S. 256).